

Martin Walser: Meine Muse ist der Mangel

Gespräch mit Dr. Martin Walser, Nussdorf, BRD, September 2002

Jens Koemeda: *Warum tingelst du noch so herum, habe ihn ein Freund gefragt, erzählte Hans-Dieter Hüsch bei einem seiner letzten Auftritte im Zürcher Bernhard Theater. Warum strengst du dich so an? Du bist nicht mehr der Jüngste! ... Warum, habe er geantwortet. Das ist doch klar – für Ruhm und Geld ... wofür sonst? Das also sagte der Kabarettist. Und Sie, Herr Walser? Sie sind seit langem berühmt und die grossen Verkaufszahlen Ihrer Werke bringen bestimmt auch Geld in die Hauskasse, und trotzdem: Schriftstellerisch sind Sie fast noch aktiver als in früheren Jahren.*

Martin Walser: Bin ich das?

Es sieht so aus. Tod eines Kritikers, 2002, 219 Seiten. Und vorher: Der Lebenslauf der Liebe, 2001, 528 Seiten. Im Jahre 98: Der springende Brunnen; wieder über 400 Seiten. Woher kommt diese kreative Kraft, die Motivation? Die Lust zu schreiben? Das Wichtigste entscheidet sich, wie Sie als Psychoanalytiker selber wissen, immer am Anfang. Die Wurzel liegt in der Kindheit; es ist das Lesen. Das Kind liest und bald kommt der Wunsch – wenn es liest – auch zu schreiben ... das Kind ist ansteckbar. Und warum liest ein Kind so viel? Weil Angst und Hoffnung in ihm lebendig sind. Nehmen wir zum Beispiel Karl May; der ganze May handelt doch nur von Gefahr und deren Überwindung, der Rettung. Ein Kind erfährt oft Angst, das Dunkle, alles ist neu und unbekannt, es erlebt Gefahren, will sie überstehen, bewältigen – durch das Lesen und auch durch das Schreiben. Ich selber hab zum Beispiel die Gefahren des dörflichen Alltags immer beim Lesen buchstabiert. Mit elf, zwölf wollte ich selber schreiben, Prosa, bald merkte ich aber, es ist sinnlos, habe damit aufgehört; dann verfasste ich Gedichte, Dramenfragmente ... und immer spürte ich das Gleiche, und zwar, dass ich aufgehoben bin im Ablauf von Gefahr und Rettung. Später allerdings kam noch etwas anderes dazu – der Ehrgeiz. Wenn man etwas schon lange genug gemacht hat, will man es nun gut machen. Mit fünfzehn, sechzehn interessierte mich, wie alt der Autor war, als er dies oder

jenes schrieb, z.B. Schiller, wie alt war er, als er «Die Räuber» verfasste. Ich stand zwar in demselben Alter, war aber weit entfernt davon, «Die Räuber» schreiben zu können. Im Erwachsenenalter kamen noch andere Impulse hinzu, Gefahr und Rettung waren nicht mehr die Hauptmotive, sondern ... ich habe es für mich so formuliert: dass ich immer auf einen Mangel reagiere; schreibend. Es handelt sich zwar um eine Formel, für mich stimmt sie aber. Ja, meine Muse ist der Mangel. Wenn die Welt so wäre, wie sie sein sollte, würde ich sicher nicht schreiben. Wenn man mich fragt, nun, und was ist denn dein Mangel?, dann sage ich: Das beantworte ich nur im Roman, das beantworte ich nicht am grünen Tisch. Und wer sich wirklich dafür interessiert, der kann – wenn er sich dann mit dem Roman beschäftigt – meine Antwort auf meinen Mangel entdecken. Und jetzt aktuell: Irgendwo habe ich gelesen, «das hätte der Walser doch nicht schreiben müssen, den <Tod eines Kritikers> ...». Mein Gott, ich habe fünfundzwanzig Jahre alles in meinen Notizbüchern notiert, alle Kränkungen und Verletzungen ... und jetzt hätte ich schweigen sollen!

Marcel Reich-Ranicki, 1976 – «... nicht ein Satz von ihm lohne sich, gelesen zu werden!» Seine Kritik auf Ihren Roman «Jenseits der Liebe» hat Sie sicher hart getroffen ... den Berufsschriftsteller, den Vater von vier Kindern und den Hauptverdiener in der Familie.

Man muss allerdings einen Unterschied machen: Schreiben als Lebensart und – Schreiben als künstlerische Arbeit.

Konkreter, bitte; Mangel ...

Der Kritiker hat mir zweieinhalb Jahrzehnte das Recht auf meine Lebensart – schreibend auf alles zu reagieren – abgestritten. Ist das nicht ein Mangel, ein enormer Mangel? Das ist doch ein Mangel an Daseinsberechtigung! Ich würde mich jetzt unglaublich unwohl fühlen, wenn ich das nicht gemacht hätte ... ich darf nicht einmal daran denken, wie es wäre, wenn ich es immer noch nur in meinen Notizbüchern hätte.

Korrespondenz:
Dr. med. Adolf Jens Koemeda
«Breitenstein»
CH-8272 Ermatingen

Es kam im Zusammenhang mit Ihrem letzten Roman zu merkwürdigen Konstellationen. Der Literaturkritiker Helmuth Karasek, früher ein Vertrauter von Ihnen, schrieb – vermutlich noch ohne Kenntnis des gültigen Textes – Sie hätten sich an Marcel Reich-Ranicki geklammert, nur um auf die Titelseite zu kommen.

Ja! Ist das aber nicht grotesk? Wenn jemand so was sagt, dann heisst es für mich, dass er es sich so vorstellt ... dass er selber nur deshalb schreibt, um dann auf die Titelseite zu gelangen. Ich habe das Thema für mich abgearbeitet, mit dem Motiv «Kritik als Machtausübung» bin ich jetzt fertig. Das war aber die höchste Zeit. Ja, für das letzte Buch war es tatsächlich die beherrschende Richtung. Früher gab es natürlich andere Gründe und Richtungen; der Roman «Seelenarbeit» ist z.B. meine Antwort auf die Erfahrung der Abhängigkeit. Die Abhängigkeit deformiert einen Menschen.

Sie sprechen von Xaver Zürn, dem Chauffeur des vielbeschäftigten Fabrikdirektors?

Ja. Aber: Sie sind doch freier Schriftsteller, sagte man mir. Warum Angst vor Abhängigkeit? Ich darauf: Ich habe zwar keinen Chef im Stockwerk über mir, ich habe aber Hunderte von Chefs in der ganzen BRD verteilt. Ich könnte mich als krankhaft empfindlich gegenüber Abhängigkeit bezeichnen. Tatsächlich, ich hasse nichts so sehr wie die Abhängigkeit ... Xaver Zürn auch, deshalb wurde er krank.

Abhängigkeit ... wieder ein Mangel. Vielleicht gibt es immer mehr Mängel um uns ... mehr Motivationen für Ihr Schreiben. Aber noch kurz zu den Anfängen: «Ein Flugzeug über dem Haus», Suhrkamp, 1955, erschien als Ihr erstes Buch. Das Schreiben und Verlegen hatte schon vorher stattgefunden. Man kann also sagen: Der Anfang dieses Buches, die ersten Erzählungen, wurden – plus minus ein paar Monate – vor etwa fünfzig Jahren verfasst. Nun: Was hat sich in dieser relativ langen Zeit an der Art Ihres Arbeitens verändert?

Technisch nicht sehr viel. Ich schreibe immer noch mit der Hand, weiter hilft mir meine Frau – und jetzt natürlich auch der Computer. Der Stil allerdings, der ist nun anders, der hat sich entwickelt. Den Hauptunterschied sehe ich so: Bis etwa zu meinem vierzigsten Lebensjahr konnte ich mir kaum vorstellen, dass ich einmal hauptsächlich in der dritten Person schreiben würde. Vorher benützte ich die Ich-Form, z.B. in allen «Christlein»-Romanen. Später, etwa seit Anfang der siebziger Jahre, fing das Schreiben in der dritten Person an, für mich hiess es also – die rhetorische Selbstgerechtigkeit (1. Person) des Erzählens hat ausgedient und aufgehört. Das

ermöglichte mir eine gewisse Entfernung, die perspektivisch dennoch an die 3. Person eng gebunden war, was ich als Autor als wohltuend empfand. Ja, es würde mich wundern, wenn Sie es bei Ihrem eigenen Schreiben nicht kennen würden, nämlich: Wenn es peinlich wird, dann kann man leichter in der dritten Person formulieren ... manches könnte ich in der ersten gar nicht richtig durchhalten. Die dritte Person bietet einen Schutz ... und noch mehr, gewisse Aussagen verlieren sogar jede Glaubwürdigkeit, wenn sie in der ersten Person gemacht werden.

Ein halbes Jahrhundert schreiben Sie, eine lange Strecke. Und ...

Moment, noch ein wichtiger Unterschied. Der Anfang war vor fünfzig Jahren ziemlich problemlos. Wenn ich den ersten Satz fertig hatte, war die Geschichte schon gelaufen; der erste Satz kam und er hatte die Energie für eine ganze Erzählung. Mit den Romanen war es aber anders. Ich habe ein paar Mal sogar angefangen – mit einer Ahnung, was ich wollte, allerdings ohne zu wissen, ob ich das, was ich wollte, auch tatsächlich könnte. Bei «Halbzeit» z.B.: Erst nach sechs Wochen habe ich es gemerkt; ich muss zurück, ich habe mich in die Irre geschrieben. Kurz: Der Anfang wurde im Laufe der Jahre immer problematischer. Jetzt bin ich mit dem, was ich später schreiben möchte, viel länger unterwegs. Für die «Seelenarbeit» habe ich mir unzählige Notizen gemacht, und ich musste mich dann vom Gefühl leiten lassen, welche Stichwörter tatsächlich in mein Buch kommen, welche sind die attraktivsten. Man soll versuchen zu spüren, wann die Zeit reif ist, um mit einem Roman anzufangen. Bei der Arbeit an «Tod eines Kritikers» war es für mich die höchste Zeit. Nein! Ich hätte es schon vor fünf Jahren schreiben sollen. Man muss tatsächlich sehr aufpassen, dass Projekte nicht sterben, bevor du zu ihnen kommst.

Was könnten Sie sagen über das Lesepublikum? Hat es sich in diesen fünfzig Jahren verändert? Liest man zum Beispiel weniger als früher, sitzt man lieber vor dem PC oder dem Fernseher?

Das ist schwierig, hier eine Aussage zu machen! Das «Kulturkritische Gerücht» behauptet: Es wird immer weniger gelesen. Schon früher aber las man nicht sehr viel. In meiner Gymnasienklasse waren es z.B. drei Schüler, die regelmässig gelesen haben; streng genommen nur zwei. Bücherlesen – das ist allerdings ein sehr interessantes Kapitel. Vor einigen Jahrzehnten beschäftigte ich mich mit dem Projekt: «Der Leser hat das Wort». Leser sind eigentlich Autoren, die ihre Bücher nicht selber schreiben.

Ein schöner Satz! Wenn wir bei den Lesern sind: Im Laufe der letzten fünfzehn Jahre kamen Sie vier Mal in den Thurgau, nach Ermatingen, um im Rahmen von unserer Breitensteiner Psychotherapiefortbildung als lesender Autor aufzutreten. Es fanden anschliessend intensive Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen statt, und Sie haben bei den Diskussionen neue Leser Ihrer Werke – und auch neue Anhänger – gewonnen. Und dennoch: Auch unter Ihren glühendsten Anhängern habe ich nach dem Erscheinen des letzten Romans Zweifel vernommen, fast Ratlosigkeit. Muss man wirklich dem Kritiker mit der gleichen Münze heimzahlen? Muss man z.B. von seiner Ejaculatio praecox schreiben ... wobei wir Leser nicht einmal wissen – ist das die traurige medizinische Realität des Star-Literaturkritikers oder doch die dichterische Freiheit von Martin Walser?

Gut! Dazu muss ich also folgendes sagen: Marcel Reich-Ranicki hatte eine Sendereihe im Fernsehen mit dem Intendanten Peter Voss; das Thema – Schwierige Autoren. Die Rede war z.B. von Bertold Brecht, Ingeborg Bachmann, Erich Kästner. Da sagt er plötzlich vor versammeltem Publikum: Brecht war ein begabter Mann, auch die Frauen haben sich über ihn nicht beschwert, er hatte aber halt Schwierigkeiten beim Geschlechtsverkehr ... mit dem vorzeitigen Samenerguss. Herr Koemeda, da bin ich fast vom Stuhl gefallen! Niemand, aber wirklich niemand unter den Zuschauern hat gerufen – pfui! Die Leute haben nur gelacht und geklatscht. Da habe ich mich gefragt: Darf er das tun, darf er das sagen, ohne zu sagen, woher er das weiss? ... Und deshalb habe ich es zurückgewendet auf ihn. Nur aus diesem Grund!

Welche Verletzungen der guten Sitten, welche Peinlichkeiten er von sich gibt, trotzdem ...

Wenn er das auf diese Art in die Öffentlichkeit gebracht hat, dann habe ich es auch auf die gleiche Art getan. Eingestanden: Ich bekenne mich total und vollherzig zu der Geschmacklosigkeit, die darin liegt, so was in einem Buch zu bringen. Dieses Buch ist deshalb nicht ein Geschmacks-tugendbuch, nein, das Buch ist geschmacklos, weil das die Handlung erfordert.

Für uns Leser, die die Zusammenhänge nur in Andeutungen kennen, ist es natürlich schwierig, das Ganze zu überblicken und zu verstehen. Sie fühlten sich verletzt.

Dann schlägt man halt zurück! Ob das schön, gut oder geschmackvoll ist ... das ist eine andere Frage. Ja, es ist ein geschmackloses Buch, ich bleibe aber dabei und kann nur wiederholen: Ich bin froh, dass ich es geschrieben habe.

Zu den früheren Büchern: Mediziner in Ihrem Werk. Sie treten relativ oft auf. Dr. Bernrath, ein Gynäkologe in «Ehen in Philippsburg», ein Psychiater im «Jagd»-Roman, schliesslich auch der tschechische Psychiater Swoboda in Ihrem letzten Buch ... man bekommt das Gefühl, Sie beziehen eher kritisch Stellung.

Das sehe ich anders. Dr. Swoboda, zum Beispiel, ist doch nicht unsympathisch. Der Roman aber, der sich auf langen Strecken im Medizinermilieu abspielt, ist «Halbzeit». Ein Buch, das sich mit einem Leiden auseinandersetzt. Damals war ich tatsächlich krank und die medizinische Problematik beschäftigte mich sehr. Und auch später, in «Seelenarbeit»; Xaver Zürn wird krank und sein Chef, der Fabrikdirektor, wünscht sich eine zusätzliche Check-up-Untersuchung. Ein Professor in Tübingen übernimmt die; den Arzt gab es tatsächlich. Vor einigen Jahren wurde ich sogar zu seinem Geburtstag eingeladen. Ja, mein Medizinerbild ist vorwiegend positiv. Ich kann schliesslich nicht vergessen, dass ich mein Leben – in den Jahren der «Halbzeit»-Entstehung – einem Chirurgen verdanke.

Zu den letzten Fragen: Der menschliche Körper, die wachsende Aufmerksamkeit, die er genießt – eine Art Wohlstandsbeschäftigung? Man hat fast das Gefühl, der Körper bekommt einen besonderen Kultstatus; und nicht nur er, sondern auch die Gesundheit, Jugend oder zumindest das jugendliche Aussehen. Nur schon die Aufmerksamkeit, die «Körper» im Fernsehen genießt. Hohe Einschaltquoten sind fast garantiert, ziemlich egal, was dann kommt.

Da bin ich vorsichtig mit einem voreiligen Pessimismus. Das Interesse an unserem Körper – mehr Information, mehr Wissen – hat auch etwas Rühmenswertes an sich. Und ich glaube nicht, dass schon eine besondere Ritualisierung des Körpers im Fernsehprogramm stattfindet. Allerdings: Ich will den Arzt, den Fachmann für Körper und Seele, trotzdem als Persönlichkeit erleben. Es geht schliesslich um das Vertrauen ... und das kann ich nur zu einem Menschen haben, nicht zu einer maschinellen Einrichtung. Wenn ich einem Arzt gegenüber sitze, bei einer Schlussbesprechung z.B., und hinter ihm ein gewaltiger Maschinenpark strahlt und sich breitmacht, ist für mich enorm wichtig, dass ich den Mediziner als Beteiligten und mitfühlenden Menschen erlebe und nicht als den Berichterstatter seiner Geräte; dann wäre er für mich noch weniger kompetent als ein Dolmetscher.

Und Gene, Genmanipulationen ...

Ich habe keine Hemmungen – ich als Fachfremder – gegenüber der Radikalisierung der Forschung in dieser Hinsicht; und auch nicht gegenüber der Verwendung der Ergebnisse für uns alle. Ich bin neugierig und ich war immer neugierig der Medizin gegenüber, und ganz allgemein – die Neugierde ist für mich eine wichtige Art der Lebensäusserung. Ein Detail: Wenn Sie bei mir oben in die Regale schauten, könnten Sie überrascht sein. Denn ich habe immer viel Medizinbücher gekauft, auf alle Fälle mehr, als ich noch lesen konnte ... fast eine Hochstapelei, wenn Sie wollen. Mein Gefühl: Da kann man nie genug wissen. Aus meinem katholischen Dorfkreis – und katholischer Erziehung dazu – stammt meine fast pathologische Neugierde ... weil mir so viel vorenthalten wurde. Als ich ein bisschen die Nase aus dem Dunstkreis des Heimatdorfes herauskriegte, habe ich auch eine Philosophie gesucht, die naturwissenschaftlich fundiert war. Welche Bücher, welche Namen dazugehören, ich befürchte, das könnte den Rahmen dieses Gesprächs sprengen.

Aus dem Fenster Ihres Arbeitszimmers sehen Sie ein Stück des Kantons St. Gallen und etwas vom Appenzellerland. Was könnten Sie unseren Lesern über Ihre Beziehung zur Schweiz sagen?

Die Schweiz, wo soll ich anfangen? Vielleicht bei meinem letzten Buch. Adolf Muschg. Er hat sich zu diesem Roman geäussert wie kein anderer Kollege; da war er schon sehr mutig, und ich hab mir gedacht: Das ist die Schweiz! Da steht ein Intellektueller, voll urteilsfähig und leseerfahren, nicht eingeschüchtert vom Skandal; sowohl im Fernsehen als auch schriftlich hat er Stellung bezogen, das Buch charakterisiert ... das war für mich in jenen Wochen unschätzbar wichtig gewesen; Muschg hat als Freund und Nachbar gehandelt. Gut. Wen sollte ich nun von meinen Schweizer Freunden sonst noch nennen? Vielleicht Ernst Mühlemann.

?!

Ein interessanter Mann und ein begabter Redner. Ob rechts oder links? Das kümmert mich doch nicht. Mich interessiert nur der Mensch selber, nicht die Schema-Zuordnung. Ich nehme auch

einem Menschen – wenn ich ihn mag – seine politische Aussage nicht übel. Im übrigen: Mir imponieren tatsächlich Leute, die so kräftig wie Mühlemann auftreten können. Und weiter: Nach dem Krieg war die Schweiz für uns mehr als nur ein Bergpanorama. Wir sind dort zum Teil auch heimisch geworden; in Graubünden, in einem Bergdorf, haben wir ein Haus erworben. Schon 69, bei Thusis. Unsere Kinder sind in dieser Gegend skifahrerisch aufgewachsen.

Ihre vier Töchter.

Ja. Es ist unser wichtigstes Quartier ausserhalb von Nussdorf. Meine Beziehung zur Schweiz hat allerdings auch historische Wurzeln (im übrigen: Ich bin immer noch Abonnent der Zeitschrift «Wir Walsen»). Im Mittelalter sind meine Vorfahren aus dem Wallis ausgewandert, und zwar ins Rheintal. Den Walsern allgemein wird ein grosses Beharrungsvermögen nachgesagt und eine mehr als nur rührende Traditionspflege. Jemand, der Spass an der Ahnenforschung hat, hat uns vor einiger Zeit Unterlagen geschickt, aus denen hervorgeht, dass meine Familie 1622 in die Bodenseegegend ausgewandert war.

Schliesslich halten Sie auch den Schweizer Dichter Robert Walser für einen der bedeutendsten deutsch-schreibenden Autoren, falls ich mich richtig an eines unserer früheren Gespräche erinnere.

Sein «Jakob von Gunten» verstehe ich als eines der bedeutendsten Prosabücher des zwanzigsten Jahrhunderts ... ein ganz einzigartiger Roman.

Lassen sich einige Punkte aus diesem Roman konkret hervorheben?

Robert Walser spricht hier das klare «Ja» zu einer Welt, die zu ihm nur «Nein» sagt. So radikal und mit einem so furchtbaren Ernst wie in diesem Werk hat es vor dem schweizerischen Dichter aus Biel noch kein Schriftsteller getan. So ist er zu einem Meister der Ironie geworden, der seinesgleichen in der deutschen Sprache nicht hat.

Es ist spät geworden, Herr Walser. Ich bedanke mich herzlich für die freundliche Einladung und für die Zeit, die Sie sich für unser Gespräch genommen haben.